

FVF  
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG  
Jahrbuch 2002

Deutsch-französischer Ideentransfer  
im Vormärz

AISTHESIS VERLAG

AV

Kuratorium:

Erika Brokmann (Detmold), Norbert Otto Eke (Paderborn), Jürgen Fohrmann (Bonn), Martin Friedrich (Berlin), Bernd Füllner (Düsseldorf), Rainer Kolk (Bonn), Detlev Kopp (Bielefeld), Hans-Martin Kruckis (Bielefeld), Harro Müller (New York), Maria Pörmann (Köln), Rainer Rosenberg (Berlin), Angelika Schlimmer (Bielefeld), Peter Stein (Lüneburg), Florian Vaßen (Hannover), Michael Vogt (Bielefeld), Fritz Wahrenburg (Paderborn), Renate Werner (Münster)

FVF  
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2002  
8. Jahrgang

# Deutsch-französischer Ideentransfer im Vormärz

herausgegeben von  
Gerhard Höhn und Bernd Füllner

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: [www.vormaerz.de](http://www.vormaerz.de)

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1 mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt. Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2002  
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld  
Satz: Germano Wallmann, [www.geisterwort.de](http://www.geisterwort.de)  
Herstellung: docupoint GmbH, Magdeburg  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-89528-406-8  
[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)

Joseph A. Kruse (Düsseldorf)

## Deutsch-französische Erfahrungen und/oder Erfindungen. Heines Besucher in Paris von 1831 bis 1848

Von den Franzosen hat er die Tugenden des geselligen Lebens angenommen, dabei aber einen deutschen Zug von Gemüthlichkeit nicht eingeübt [...].

Anonyme Korrespondenz aus Hamburg, 23. Sept. 1844<sup>1</sup>

### 1.

Überlegungen, die sich einem der bedeutendsten Kapitel der Beziehung zwischen der deutschen und französischen Literatur widmen, können an der Gestalt und dem Werk Heinrich Heines nicht vorbei gehen. Oft genug gibt er gar das Modell ab für politische und soziale Funktionen der Literatur in ihrer die Grenzen überschreitenden Möglichkeit. Heine selbst liefert dafür immer wieder Beispiele der Vermittlung in unterschiedlichster Weise. Den Franzosen die deutsche Eigenart wie Geisteswelt und den Deutschen die künstlerischen, intellektuellen wie revolutionären Errungenschaften der Franzosen nahe zu bringen, betrachtete er als Lebensaufgabe seiner letzten 25 Jahre von 1831 bis 1856, die er in Frankreich bzw. Paris verbracht hat.<sup>2</sup> Ausdrücklich wollte der aus dem rheinischen Düsseldorf stammende deutsche Dichter schließlich auf dem Pariser Montmartre-Friedhof begraben werden. Das Bild des Autors und der Persönlichkeit Heinrich Heine wird von diesem Transfer zwischen Deutschland und Frankreich wesentlich bestimmt. Die Jahre zwischen der Julirevolution von 1830 und der Februarrevolution von 1848 bilden dabei einen Brennpunkt von besonderer Relevanz. Walter Benjamin

---

<sup>1</sup> *Begegnungen mit Heine. Berichte der Zeitgenossen.* Hrsg. von Michael Werner in Fortführung von H. H. Houbens *Gespräche mit Heine.* 2 Bde. Hamburg 1973, Bd. I, S. 560 (im folgenden abgekürzt als W mit römischer Bandangabe). [vgl. Anm. 11] und *Heinrich Heines Werk im Urteil seiner Zeitgenossen.* Bd. 8. *Rezensionen und Notizen zu Heines Werken aus den Jahren 1844-1845.* Hrsg. von S. Singh. Stuttgart/Weimar 2002, Nrn. 2902 (S. 170) sowie 2920 bei Singh, Bd. VIII [vgl. Anm. 4].

<sup>2</sup> Vgl. z.B. den 1981 sowohl deutsch wie französisch erschienenen Katalog zu einer in Düsseldorf und Paris gezeigten Ausstellung aus Anlass des 125. Todesjahres „Heine in Paris“, hrsg. von J.A. Kruse und Michael Werner.

habe Paris als „die Hauptstadt des XIX. Jahrhunderts“ erklärt; sie werde, sagt Gerhard Höhn in seinem *Heine-Handbuch* weiter, „in der Vormärzzeit immer wieder verheißungsvoll als Inbegriff für Freiheit und Fortschritt beschworen“.<sup>3</sup>

Für die persönliche Stellungnahme Heinrich Heines zu diesem Zeitraum mit seinen Problemen sind selbstverständlich vor allem das Werk und der Briefwechsel maßgebend, doch, wie sich im folgenden zeigen soll, nicht allein. Beide Komplexe liegen inzwischen in Gestalt der Düsseldorfer Heine-Ausgabe der Werke (DHA) und der Weimarer Säkularausgabe der Werke und Briefe (HSA) auf hohem Niveau ediert und damit vorläufig erschlossen vor, auch wenn sie, u.a. auf Grund der Verhältnisse während des Nationalsozialismus, im Vergleich zu anderen Schriftstellern seiner Größenordnung gewisse zeitliche Verzögerungen hinzunehmen und das Problem der Deutschen mit einem deutsch-jüdischen Autor voller politischer Konnotationen abzubilden hatten. Als Exempel der deutsch-deutschen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit einem Schriftsteller aus sperrigen Traditionszusammenhängen spielen die genannten, seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts repräsentativ erschienenen – und, was die Düsseldorfer Ausgabe angeht, sogar abgeschlossenen – Heine-Ausgaben im übrigen ihre eigene Rolle. Die Verbindung zur französischen Germanistik und den entsprechenden Forschungseinrichtungen war für beide Ausgaben besonders eng. Es sei an die durchaus deutsch-französische Geschichte des heineschen Nachlasses erinnert, dessen Hauptteil, die Sammlung Strauß, zum 100. Todesjahr des Dichters 1956 nach Düsseldorf in die Landes- und Stadtbibliothek kam und inzwischen Galionsaufgaben für das Heinrich-Heine-Institut versieht, und dessen anderer, zwar kleinerer, aber nicht unbedeutender Teil, die Sammlung Schocken, zehn Jahre später für Paris erworben wurde und Heines französische Bedeutung in der Handschriftenabteilung der Bibliothèque Nationale de France unter Beweis stellt. Stellvertretend für manche französischen Beteiligten an der deutsch-französischen Heine-Philologie sei hier der Name des französischen Germanisten Pierre Grappin genannt. Auch für die Wirkungsgeschichte Heines durch die zeitgenössische Presse und ihre Hinweise wie Rezensionen hat

---

<sup>3</sup> Gerhard Höhn: *Heine-Handbuch. Zeit, Person, Werk*. Zweite, aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart/Weimar 1997, S. 12 (der Abschnitt ist nicht umsonst mit „Paris, Foyer der politischen und sozialen Revolutionen“ überschrieben).

sich die Möglichkeit gefunden, sowohl die deutschen Rezensionen wie die französischen Besprechungen zu sammeln und nach und nach herauszugeben.<sup>4</sup> Damit sind Zugänge geschaffen für ein verlässliches wie vertieftes Textverständnis und für die Betrachtung des unabweisbaren historischen Horizonts im Zusammenspiel von Künstlerpersönlichkeit und Breitenwirkung, die es nunmehr zu nutzen gilt.

## 2.

Unter den Quellen zu Leben und Werk Heinrich Heines haben sich, wie es in anderen Dichterphilologien ebenfalls üblich ist, neben den Briefwechseln und Rezensionen seit langem auch verschiedenste Lebenszeugnisse unter dem Überbegriff ‚Gespräche‘ etabliert. Während für einen neu anzuerkennenden Stellenwert der heineschen Briefe als literarischer Part seines Oeuvres mancherlei Gründe auf der Hand liegen und eine Aufwertung neben der reinen Quellennutzung als notwendige Erweiterung des Werkbegriffs angestrebt werden sollte<sup>5</sup>, gestaltet sich auf-

---

<sup>4</sup> Vgl. Eberhard Galley und Alfred Estermann (Hrsg.): *Heinrich Heines Werk im Urteil seiner Zeitgenossen*. Hamburg 1981-1992 (6 Bde. mit 2.266 Texten für den Zeitraum 1821-1841); diese Dokumentation der zeitgenössischen deutschen Pressewirkung ist nunmehr von Christoph auf der Horst und Sikander Singh auch für die Jahre 1842-1856 abgeschlossen worden und erscheint in derselben Reihe der „Heine-Studien“ (seit 1995 durch Verlagswechsel: Stuttgart/Weimar) ab 2002 in noch einmal demselben Umfang von 6 Bänden (vgl. die Einleitung von Sikander Singh zu dem von ihm betreuten 7. Bd. der, wie es im Untertitel heißt, *Rezensionen und Notizen aus den Jahren November 1841 bis Dezember 1843* enthält, S. XX; vgl. auch den ebenfalls 2002 erschienenen Bd. 8, hrsg. v. S. Singh mit den *Rezensionen und Notizen zu Heines Werken aus den Jahren 1844-1845*). Eine im Manuskript bereits vorliegende gründliche Studie von S. Singh über die gesamten zeitgenössischen deutschen Rezensionen bildet gewissermaßen die interpretatorische Summe. – Hans Hörling hat die französische Pressewirkung, ebenfalls in den „Heine-Studien“, für den Zeitraum von 1830 bis 1856 in drei Bänden mit 514 Nummern zusammengetragen (Ders.: *Die französische Heine-Kritik*. 3 Bde. Stuttgart und Weimar 1996, 2001 u. 2002).

<sup>5</sup> Vgl. Joseph A. Kruse: Heines Briefe. Literarische Qualität und historisch-biographische Quelle. – In: Bernd Füllner (Hrsg.): *Briefkultur im Vormärz*; Vorträge der Tagung des Forum Vormärz Forschung und der Heinrich-Hei-

grund der diffusen Herkunft des ‚Gesprächs‘-Materials im Rahmen der Heine-Biographik die Einschätzung solcher Texte als verlässliche Quelle oder ihre Wertschätzung etwa aufgrund einer postulierten literarischen Geltung der jeweiligen Notate wie ihrer Stichwortgeber sehr viel schwieriger. Es handelt sich bei den herangezogenen Auszügen aus diversen Quellen tatsächlich um nichts anderes als um Material im weitesten Sinn, das seine innere Verbindung durch die Person des Stichwortgebers erhält. Der Begriff ‚Gespräche‘ ist zweifellos euphemistisch. Denn Beschreibungen echter Unterhaltungen mit dem Dichter sind eine wahre Seltenheit. Die Herkunft der für solche ‚Gespräche‘ herangezogenen Gewährsleute ist ebenso weitläufig und zufällig wie die Quellen, aus denen solche Manifestationen eines gesprochenen Lebens heraus destilliert werden. Es kann sich um die Wiedergabe ganzer Gesprächsrunden, um die Fixierung von Dialogen, aber auch um monologische Reflexionen oder reine Charakteristiken oder Feststellungen über arrangierte oder zufällige Begegnungen handeln. Mit anderen Worten: Heine ist in den Texten auf irgendeine Weise präsent oder seine Person bzw. sein Werk auf explizite oder beiläufige Weise tangiert. Unser Wissen um die Bedingungen seiner Existenz und um die zeitgenössische Wahrnehmung seiner Person oder seines Schaffens nimmt jedenfalls, trotz mancher bei Lektüre und Nutzung auftretenden Vorbehalte, durch solche zusammengetragenen Belege wesentlich zu.

Dabei sind die Berichte der Zeitgenossen über Heine, in welchem Kontext sie auch gefunden wurden, – und das wird zweifellos das je gemeinsame Erlebnis bei einer fortlaufenden Lektüre der Gesprächssammlungen sein – maßgeblich durch die beiden Pole Erfahrung und Erfindung bestimmt. Sie mögen, wenn sie sich mit Selbstaussagen oder Urteilen anderer Personen aus dem Umkreis Heines in Übereinklang bringen lassen, von jener realistischen Erfahrung bestimmt sein, die positivistische Schlussfolgerungen zulässt. Sie können allerdings auch dem Hang zur Legendenbildung fast ausschließlich verpflichtet sein und trotz oder wegen ihrer hübschen Darstellung ins Reich der Fabel und Erfindung gehören. Nirgends wird die subjektive Note der Betrachtung eines Dichters mit ihren jeweils zugehörigen psychologischen Implikationen deutlicher als in solchen ‚Gesprächs‘-Ausschnitten. Die Textstrategien und jeweiligen Absichten wie Blickwinkel, unter denen Heine

Erwähnung findet, differieren gewaltig. Im Falle Heines kann das, wie wir wissen, bis zur Denunziation führen. Nicht jeder Autor hat seinen Eckermann, der den Ergebnissen seines – im sowohl dienenden wie notwendigen Gedankenaustausch – mit dem Dichterstürzen Goethe verbrachten Lebens eine einheitliche und durchaus überzeugende Form zu verleihen vermochte. Was bei der Mixtur von ‚Gesprächs‘-Texten als problematisch erscheint, bildet gleichzeitig allerdings den großen Reiz: Die Abwechslung in Ton und Beobachtung wie Herkunft und Stil der Berichterstattung ergibt ein farbiges und interessantes Kaleidoskop für ein Dichterleben, ein Ergebnis, das den sonstigen Quellen in solcher Art und mit diesem Gefälle nicht ohne weiteres eignet.

Insofern ist mit Erfahrung und Erfindung als Ordnungskriterien für das Gesprächs-Material selbstverständlich nicht nur die Oberflächenstruktur der Texte gemeint, sondern auch das gesamte Spektrum, aus dem heraus die einzelnen Texte niedergeschrieben werden konnten. Die Quellenkritik wird somit zu einer Gesamteinstellung in Bezug auf die Zeugnisse, die nicht allein den reinen Text meint, sondern das gesamte Umfeld der Textentstehung wie Wirkungsabsicht. Die Summe der Gesprächsnotizen bedürfte also nebenher eigentlich auch der Einzelbetrachtung ihrer Teile, wie sie in der Heine-Forschung oft genug vorgenommen worden ist. Immer sind die Gesprächspartner selbst zu befragen, wenn man differenzieren will: Ob George Sand oder August Lewald, Heinrich Laube oder Alexander Weill, Richard Wagner oder Giacomo Meyerbeer, Fanny Lewald oder Caroline Jaubert, im gesamten Konzert der ‚Gespräche‘ verlieren ihre Stimmen vielleicht an Deutlichkeit oder Schärfe. Aber selbstverständlich behalten sie ihren eigenen Klang, der sogar gerade im Vergleich mit anderen Stellungnahmen an verständlicheren Hinweisen zur besseren Konturierung Heines zunimmt. Gerade im deutsch-französischen Zusammenhang ergeben solche Quellen, so fraglich ihr Zusammenspiel sich gelegentlich anlässt, ihre eigene Würze. Dennoch muss eingestanden werden, dass die Methode der Auswertung dieser ‚Gesprächs‘-Materialien größtenteils in einer Reihung von thematisch analogen Aussagen zu einem bestimmten Fragenkomplex bestehen wird. Eine Multivalenz lässt sich dabei nicht ausschließen, die Häufung von Beobachtungen oder die Variation von gleichen Aspekten vermögen jedoch die biographischen und interpretatorischen Facetten des Autors Heine sozusagen auf dem Felde der literarischen Erfindung auf Grund von Erfahrung zu versammeln und wenigstens als Deutungsmuster anzubieten.

## 3.

Für den Dichter erschienen 1926 gleich zwei Sammlungen. Einmal legte Hugo Bieber, der sich ansonsten mit einer Anthologie zu Heines jüdischen Aspekten gerade erst als Heine-Kenner ausgewiesen hatte und mit dieser Zusammenstellung der ‚Conditio Judaica‘ noch nach über siebenzig Jahren eine beachtliche Nachahmung fand<sup>6</sup>, seine Ausgabe der zeitgenössischen „Gespräche“ mit Heine vor, die im Obertitel durch die ausdrücklich vorangestellte Namensnennung „Heinrich Heine“ dem Autor sozusagen auch die erste Stimme in den auf ihn hin zusammengeführten Texten verleiht. Sie tragen den so ehrlichen wie einsichtigen Untertitel, der auch für die anschließend vorzustellenden Gesprächs-Sammlungen Geltung beanspruchen könnte: „Briefe, Tagebücher, Berichte seiner Zeitgenossen“ und bündeln 249 einzelne Einträge verschiedenster Herkunft.<sup>7</sup> Jeffrey L. Sammons charakterisiert das Buch in seinem Realienbändchen zu Heine mit Recht als weniger bekannt, aber auch nicht ohne Wert.<sup>8</sup> Zum andern erschien die erste Auflage von Heinrich Hubert Houbens Band *Gespräche mit Heine*, der 1930 eine französische Übersetzung nach sich zog und 1948, gewissermaßen zum Auftakt einer nach dem Dritten Reich erneuerten wissenschaftlichen Beschäftigung mit

---

<sup>6</sup> Hugo Biebers *Confessio Judaica: Heinrich Heine. Bekenntnis zum Judentum* von 1925 (Berlin) und 1926 (Berlin), nach dem 2. Weltkrieg unter dem Titel *Jüdisches Manifest* neu arrangiert und um Gespräche vermehrt 1946 in New York erneut aufgelegt, wurde vor nicht langer Zeit durch Paul Peters in besonderen Ehren gehalten: *Heinrich Heine. Prinzessin Sabbat. Über Juden und Judentum*. Hrsg. und eingeleitet von P. Peters. Bodenheim 1997, vgl. S. 605f., vor allem aber S. 610 u.a. mit dem Schlusssatz der „Danksagungen“: „Dem Andenken Hugo Biebers sei dieses Buch gewidmet.“ Wie bei Bieber, auf den er sich stützt, bereits vorgeführt, plädiert Peters übrigens für „die Aufhebung des Unterschieds zwischen privater und öffentlicher Äußerung, sprich zwischen Brief (und Variante) und veröffentlichtem offiziellem Werk; mit anderen Worten das Begreifen der Heineschen Äußerung in dieser Sphäre als einen einzigen einheitlichen Text“ (S. 605f.). Damit werden Gedanken meiner späteren eigenen Argumentation zugunsten einer literarischen Neueinschätzung der Heine-Briefe (vgl. Anm. 5) vorweggenommen.

<sup>7</sup> Gesammelt und herausgegeben von Dr. Hugo Bieber. Berlin 1926, 448 Seiten.

<sup>8</sup> Jeffrey L. Sammons: *Heinrich Heine*. Stuttgart 1991, S. 8.

Heine, in einer zweiten Auflage erschienen ist.<sup>9</sup> Diese 2. Auflage liegt der darauf aufbauenden großen Sammlung von Michael Werner unter dem Titel *Begegnungen mit Heine. Berichte der Zeitgenossen* zugrunde und enthält 825 Textstücke. Sammons bezeichnet Houbens Band als jene Vorlage, „die lange ein Standardwerk der Heine-Forschung geblieben ist“<sup>10</sup>. Werners zweibändige Kompilation aus dem Jahre 1973 mit ihren sogar 1.045 Texten<sup>11</sup> hat die ursprüngliche Quellendarbietung durch den absoluten Spezialisten der jungdeutschen Epoche H.H. Houben noch wesentlich verbessern, ja überbieten können und ist mit gutem Grund dafür immer wieder gelobt worden. Erhard Weidl spricht beispielsweise nach Erscheinen des Quellenwerkes davon, die hier vorgelegten „Berichte, Auszüge aus Tagebüchern, Briefen, Aktenvermerken, Pressenotizen usw.“ seien „ein Lektüreschmaus für den Heineliebhaber und in gleicher Weise eine unverzichtbare Bereicherung der Heineforschung im Bereich der Quellenpräsentation“. Seine Rezension endet mit jenem wichtigen Satz aus dem Vorwort Werners über die „neue Ausgabe der persönlichen Lebenszeugnisse zu Heine“ (W I, 15), der lautet: „Zu sehen, wie sich Heine in seiner Umwelt spiegelt, und wie umgekehrt die Umwelt sich in ihm spiegelt, gehört zu den wesentlichen Voraussetzungen seines Verständnisses.“ – und folgert lapidar: „Natürlich.“<sup>12</sup>

Was gerade im allgemeinen und ausführlich hinsichtlich der ‚Gespräche‘ erörtert wurde, soll hier in unseren Überlegungen auf die durch manche Sonderbedingungen ausgezeichnete vormärzliche Epoche in Heines Biographie bezogen werden, eben auf seine Pariser Zeit von Mai 1831 bis zur Februarrevolution von 1848. Dieser Zeitrahmen enthält die Eingewöhnung Heines in das Leben und Treiben von Paris, die sich rasch stabilisierenden Reaktionen der literarischen und sonstigen Gesellschaft und die Erfahrungen von deutschen Parisreisenden. Dieser uns hier besonders interessierende und vom insgesamt ein Vierteljahrhundert umfassenden französischen Aufenthalt Heines in Paris immerhin 17 Jahre zählende Zeitraum enthält ohne eine formale Naturalisierung die von außen so betrachtete geistige wie physische Einbürgerung, die ihrer-

<sup>9</sup> Zum ersten Mal gesammelt und herausgegeben von H.H. Houben. Frankfurt a.M. 1926; die 2. Auflage spricht nur noch von „Gesammelt und herausgegeben“ und erschien 1948 in Potsdam.

<sup>10</sup> Sammons, [Anm. 8], S. 8.

<sup>11</sup> *Begegnungen mit Heine*. Hrg. von Michael Werner [Anm. 1].

<sup>12</sup> Heine-Jahrbuch 13. 1974, S. 174f.

seits von jährlichen Frankreich-Erkundungen als Erholungsreisen sowie in den Jahren 1843 und 1844 durch zwei Reisen nach Hamburg belebt bzw. unterbrochen wurde. Der ersten Reise zu Mutter und Verleger folgt bekanntlich das klassisch zu nennende Versepos *Deutschland. Ein Wintermärchen*; eine Reise in die Pyrenäen hat das versepische Gegenstück *Atta Troll. Ein Sommernachtstraum* zur Folge. Manfred Windfuhr stellt zu dem entsprechenden Quellenkomplex der Pariser ‚Gespräche‘ kurzerhand fest: „Es gehörte von einer gewissen Zeit an zum festen Programm der Parisreisen, Heine aufzusuchen. Er wurde eine Sehenswürdigkeit wie später der Eiffelturm.“<sup>13</sup> Trotz mancher Belastung hätten einige Besucher wichtige Informationen gebracht und als Vermittler hinüber und herüber gewirkt. Heine und Mathilde hatten wegen des regen deutschen Zulaufs sogar Techniken entwickelt, unliebsame Besucher aus Deutschland fern zu halten. Schon Theodor Mundt stellt in einem Brief an Gustav Kühne für das Frühjahr 1837 fest, auch der noch jugendlich wirkende Heine verfolge den Grundsatz, „niemals zu Hause zu sein und besonders nie für die Deutschen in Paris“ (W I, 341; vgl. Mundt an Varnhagen, W I, 342). Ludwig Wihl kommentiert die Vorsicht Heines in Bezug auf die landsmannschaftlichen „auteurs-voyageurs“ mit dem Satz: „Namentlich hat Heine große Furcht vor dem reisenden Vaterlande.“ (W I, 355) Solche Bemerkungen über die heinesche Vorsicht und sein Misstrauen wegen eventuell zu erwartender Spione (vgl. Ferdinand von Gall, Anfang des Winters 1838; W I, 377) sind noch in einem Artikel aus dem August 1846 in Bezug auf das Frühjahr des Jahres zu lesen. Josef Samuel Tauber frohlockt in seiner Heine-Darstellung nach der Falschmeldung über Heines Tod, es seien kaum drei Monate her, dass er bei Heine war: „Zu den unvergeßlichen Stunden edleren Genusses in der glücklichen Weltstadt, dem Mekka der Geister wie des Materiellen, in dem einzigen Paris, rechne ich den Vormittag, den ich bei Heine verlebte.“ Nach einer kurzen Beschreibung des bereits kranken Heine, zu dem der Besucher von Mathilde eigentlich nicht vorgelassen werden sollte, wird vom Dichter ausdrücklich das Gespür seiner Frau für Deutsche erwähnt, die von ihr trotz mangelnder Sprachkenntnisse gleich gemacht und verabredungsgemäß vormittags abgewiesen werden (W I, 593-595; vgl. den witzigen Bericht über einen Besucher aus Berlin im Herbst 1846, W I, 626).

<sup>13</sup> Martin Windfuhr: *Heinrich Heine. Revolution und Reflexion*. Stuttgart 1976 (2. Aufl.), S. 115.

Dass die ‚Gespräche‘ für die anschließenden Jahre der sogenannten ‚Matratzengruft‘ trotz aller gebotenen und oben eingeforderten Vorsicht ebenfalls von besonderem Belang sein können, hat die theologische Beschreibung seiner letzten Lebenszeit durch Karl-Josef Kuschel gezeigt. Dort heißt es mit Recht bei Betrachtung der Verwendung von ‚Gesprächs‘-Zitaten aus der Sammlung von M. Werner in Kuschels biographisch-theologischem Argumentationszusammenhang: Dem Herausgeber Werner bleibe stets bewusst, daß diese „Berichte der Zeitgenossen“ Heine-Aussagen jeweils nur gefiltert, selektiv, subjektiv pointiert wiedergäben; eine Authentizität von Heine-Äußerungen sei damit nur indirekt gegeben. „Die Forschung aber hat bisher keine wesentlichen Diskrepanzen zwischen diesen Berichten und direkten Heine-Zeugnissen festgestellt, so daß man sich überall in der Heine-Literatur dieser Quellen bedient.“<sup>14</sup> Damit wird jene Unterfütterung der Lebensumstände und des Autorbewusstseins durch Urteile von außen auf einen pragmatischen Standpunkt gebracht, den wir, wie oben angedeutet, ebenfalls, wenn auch stärker auf die Gesprächsteilnehmer oder Besucher bezogen, einnehmen dürfen, wobei sich im Vergleich zur Spätzeit mit ihren dramatischen Krankheitserfahrungen und den entsprechenden Berichten darüber für die in Frage stehende Vormärzzeit offenkundige Differenzierungen ergeben. Der beobachtbaren Statik des Heine-Bildes mit dennoch beweglichen Zügen nach der gesundheitlichen Katastrophe, die sich seit 1846 abzeichnet und spätestens seit 1848 den Gesamteindruck verändert, entspricht für den gut fünfzehnjährigen Zeitraum der Pariser Zeit zuvor seit dem Mai 1831 eine ausgesprochene Flexibilität, Mobilität und Aktivität eines Dichters, Schriftstellers, Journalisten und Bonvivants, der in Paris den Aktionsradius vorfindet für ein nicht nur bilateral deutsch-französisches, sondern gar für ein europäisches, ja kosmopolitisches Geschehen. Heine reagiert auf die damalige Welt von ihrer ‚Hauptstadt‘ aus mit Rückblicken in die Geschichte und Prophezeiungen in die Zukunft. Die Besucherstimmen tragen zweifellos ihren eigenen Part zum Verständnis bei. Gelegentlich, das wird man von Anfang an, was die Gewichtung der Quellen von außen angeht, sagen dürfen, sind Überschneidungen zwischen den Bereichen der Rezensionen und Notizen mit den Gesprächstexten möglich und sogar noch zu forcieren. Insofern haben die ‚Gespräche‘ in der Tat eine schwierige, geradezu mehrfach

<sup>14</sup> Karl-Josef Kuschel: *Gottes grausamer Spaß? Heinrich Heines Leben mit der Katastrophe*. Düsseldorf 2002, S. 317 (dort die Anm. 20).

bedeutsame und auszudeutende Rolle auf sich genommen. Sie sind zwar dem Quellenmaterial mit Heine-Bezug nach am wenigsten eindeutig und eingrenzbar, jedoch auch nicht, wie sich in der Heine-Rezeption seit langem gezeigt hat, durch neue Fundstücke beliebig auszuweiten und aufzufüllen.

#### 4.

Ein gewissermaßen klassisch zu nennender Fundus von ‚Gesprächs‘-Texten ist in der Tat von Michael Werner festgeschrieben worden. Die Nummern 297 bis 823 in seinen *Begegnungen mit Heine*, also insgesamt 526 „Berichte der Zeitgenossen“ für den Zeitraum von Mitte 1831 bis Ende 1848 vermögen durchaus einen roten Faden zu bilden zugunsten unterschiedlichster Reflexionen über Heines Stellung und Wirkung als Vermittler zwischen deutschen und französischen Verhältnissen wie Ansichten. Was bei den Rezensionen der heineschen Werke auffällt, liegt im Verhältnis der Wirkung zueinander verborgen. Denn zwar ist in der möglicherweise insgesamt nicht erwarteten Masse an Quellenmaterial im deutschsprachigen Bereich die Aufnahme Heines beim Publikum nicht erschöpft, auch die französische Presse würdigt sein Schaffen zumal während der Pariser Periode. Dennoch verhalten sich diese Spuren französischen Ursprungs nur etwa wie ein Zehntel zum Gesamtbestand solcher Presstexte aus deutschen Quellen mit ihrer im übrigen (gerade im Vergleich zur französischen Heine-Kritik mit ihrem starken Paris-Bezug) ausgesprochen dezentralen Herkunft. Die Vielstaaterei in Deutschland hatte eben auch eine unübersichtliche und kleinteilige Presselandschaft zur Folge.

Anderes gilt, was die deutschen und französischen Quellenfunde angeht, für die ‚Gespräche‘. Auch hier überwiegen eindeutig die Berichte von Deutschen für Deutsche. Dennoch besitzen französische Stimmen ein sehr viel größeres Gewicht. Gut ein Fünftel der dargebotenen bzw. als relevant empfundenen Berichte (aber eben auch nur gut ein Fünftel) aus dem in Frage stehenden in Paris und Frankreich verbrachten Zeitraum sind französischen Quellen geschuldet (ca. 115 von Mitte 1831 bis Ende 1848). Aus diesem Verhältnis wird allerdings augenfällig, dass es sich beim Schriftsteller Heine in Paris immer um einen der großen deutschen Autoren außerhalb Deutschlands und erst in zweiter Linie auch um einen nicht gerade unbedeutenden, als gewissermaßen französisch zu

empfindenden Schriftsteller handelt. Es ist auch zu bedenken, dass sich Heines Funktion nicht in einem freien Schriftstellerdasein erschöpft. Trotz der Familienunterstützung hätte er ohne regelmäßige weitere Einnahmen durch seinen Verlag, aber auch aus dem journalistischen Arbeitsbereich gar nicht, und zumal nicht in Paris, leben können.<sup>15</sup> Er ist Korrespondent und wird beispielsweise als solcher in den *Erinnerungen aus Paris. Im Jahr 1831*, die von dem aus Süddeutschland stammenden Friedrich Seybold verfasst wurden, auf eher zweifelhafte Art beschrieben. Die vorurteilsvolle und abfällige Analyse Seybolds richtet ihren Blick allerdings auf die Vermittlertätigkeit Heines und seine Einflussnahme auf die politische Meinungsbildung. Der Text ist auszugsweise freilich nicht bei Werner zu finden, wo er möglicherweise, obgleich wirklich nur am Rande, auch hätte Platz haben können, sondern in der Sammlung *Heinrich Heines Werke im Urteil seiner Zeitgenossen* von Galley und Estermann. Es heißt dort:

Wir lernten einen Correspondenten der *Augsburger allgemeinen Zeitung* kennen – einen Juden, der mit Gott und der Welt correspondirt und viel Geld verdient, aber doch, nach der sparsamen Weise seines Volks, nur in einem schlechten Stübchen im fünften Stock um 30 Franken monatlich wohnt. Dieser Mensch hat durchaus keine bedeutenden Verbindungen, aber besitzt die Gabe, seine Ohren nach allen Seiten zu spitzen und aus dem Gehörten Correspondenzartikel für deutsche Blätter zu schmieden. Das deutsche Publikum ist zum Theil noch einfältig genug, auf solche sogenannte Privatcorrespondenzen öffentlicher Blätter großen Werth zu legen, und es gibt viele Leute, welche namentlich die Correspondenten der *allgemeinen Zeitung* für höchst bedeutende und wohl unterrichtete Staatsmänner halten, aus deren Artikeln sich der Stand der Tagespolitik entziffern lasse. [...] Der Jude der *allgemeinen Zeitung* muß im Sinne des *Juste-Milieu* correspondiren, denn da die *allgemeine Zeitung* *allgemein* seyn muß, so hat Herr von Cotta jedem seiner Correspondenten seine Rolle angewiesen: der ist *ultra*, der *Juste-Milieu*, der *halbliberal*, denn ganz liberal zu seyn ist nicht gestattet, da es gegen den Geist und Ton des Blattes anstoßen würde. Der Jude hat bisweilen einen Anflug von Liberalismus, aber er darf nicht aus der

<sup>15</sup> Vgl. zu diesem nicht unwichtigen finanziellen Komplex die grundlegende Untersuchung von Michael Werner: *Genius und Geldsack. Zum Problem des Schriftstellerberufs bei Heinrich Heine*. Hamburg 1978 (Heine-Studien).

Rolle fallen und muß ihn pflichtmäßig unterdrücken; er macht auch Artikel in das Morgenblatt.<sup>16</sup>

Hier ist das Terrain beschrieben, auf dem Heine teilweise zu Beginn seiner französischen Laufbahn und auch später noch eingestandenmaßen so reaktionsschnell wie erfolgreich ebenfalls tätig zu sein hatte. Seine gar nicht genug zu rühmenden Sammelbände der *Lutezia* aus dem Jahre 1854 mit den aus früheren Korrespondenzartikeln stammenden und überarbeiteten Berichten über französische „Politik, Kunst und Volksleben“ sind aus diesem Kontext heraus entstanden. Der kritische Ton der Reiserinnerung Seybolds findet übrigens auch in vielen Texten anderer Personen aus den ‚Gesprächen‘ Raum. Es ist durchaus nicht davon auszugehen, dass Rezensionen und Besprechungen eher distanziert, dagegen Quellen mit dem Signum ‚Gespräch‘ eher positiv gestimmt wären. In der Stimmungslage von jubelnd bis ablehnend sind sich beide Quellenbereiche sehr ähnlich.

## 5.

Dass Heines jüdische Herkunft immer von Belang blieb, ist übrigens nicht nur eine deutsche Spezialität. Alfred de Vigny notiert für die Begegnung im Jahre 1832 und ist damit Seybold sehr ähnlich, Heine sei Jude; er gefalle ihm nicht, er finde ihn kalt und böse. „Er ist einer der Ausländer, die den Ruhm in ihrem eigenen Land verpaßt haben und nun in einem anderen daran glauben machen wollen.“ (W I, 263) Oder anlässlich einer Verstimmung zwischen Heine und Edgar Quinet schreibt dieser am 23. Dezember 1837 an seine Mutter, sie wisse ja, dass Quinet sich mit Heine überworfen glaubte. Das sei „keineswegs“ der Fall: „Gestern kam er zu mir mit seinem schmerzlichsten jüdischen Lächeln“; Quinet habe ihn darauf angesprochen, dass Heine auf ihn wütend sei. Das stimme, habe Heine lachend geantwortet, aber er sei hier, weil er um eine Gefälligkeit bitten wolle, die darin bestanden habe, „die Übersetzung eines Teils seiner Gedichte zu überprüfen“. Quinet folgert dann in einem Persönlichkeitsvergleich zwischen dem polnischen, ebenfalls emigrierten Nationaldichter und dem Dichter aus Deutschland: „Mickiewicz und Heine sind zwei Antipoden, wie man sie sich

<sup>16</sup> Galley/Estermann [vgl. Anm. 4], Bd. II (1830-1834), S. 84f.

verschiedener nicht denken kann: Engel und Dämon stehen sich in ihnen gegenüber.“ (W I, 360)

Man könnte angesichts solcher feinen Mechanismen versucht sein, ein imaginäres Gespräch über Heine in Paris gespiegelt zu sehen in einer sehr viel später erfundenen Unterhaltung über die Romanfigur Charles Swann in *Swanns Welt*, wo Marcel Proust in seinem großen Roman *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* beim Gespräch zwischen der Marquise de Gallardon und der Prinzessin des Laumes die erstere sich über Swanns Anwesenheit im Hause der Madame des Saint-Euverte mokieren lässt: „ich weiß schon, er ist gescheit, fügte sie hinzu, als meine sie damit, er sei geschickt, aber das macht nichts, ein Jude ausgerechnet bei der Schwester und Schwägerin von zwei Erzbischöfen!“ Das Gespräch wird folgendermaßen beendet:

– Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich mich nicht daran stoße, bemerkte die Prinzessin des Laumes. – Ich weiß natürlich, er ist getauft, sogar seine Eltern und Großeltern schon. Aber man sagt ja immer, daß getaufte Juden noch mehr mit ihrer Religion verbunden bleiben als die anderen, daß sie sich nur verstellen, ob das wohl stimmt? – Ich bin für diese Frage gar nicht kompetent.<sup>17</sup>

Ähnlichkeiten mit diesem Romangespräch finden sich im analogen Sinne nach seiner die Herkunft wenigstens konstatierenden Struktur und den damit verknüpften Vorurteilen tatsächlich immer auch in den Quellen zu den ‚Gesprächen mit Heine‘. Was diesen auf die jüdische Herkunft bezogenen Aspekt angeht, besitzt Heine in der öffentlichen Wirkung nicht nur Ähnlichkeit mit der Romanfigur Swann, sondern sogar mit dem ihm ansonsten eher fernen Felix Mendelssohn Bartholdy, der seinerseits dem eleganten literarischen Nachfahren Swann meines Erachtens auf frappierende Weise ähnelt.<sup>18</sup> Insofern haben sich die Zeiten mit ihren unterschwelligem Vorurteilen oder gar eliminierenden Absichten nur bedingt gewandelt.

Andererseits darf nicht vergessen werden, dass sich Heine während der Pariser Zeit trotz mancher Reserven im Umgang mit jüdischen Kol-

<sup>17</sup> Marcel Proust: *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*. Bd. 2: *In Swanns Welt* 2. Frankfurt a.M. 1974, S. 443.

<sup>18</sup> Vgl. Kruse: „Verzeiht den schändlich schlechten Brief“. Felix Mendelssohn Bartholdy als Briefschreiber. – In: Ernst Herrtrich u. Hans Schneider (Hrsg.): *Festschrift Rudolf Elvers zum 60. Geburtstag*. Tutzing 1985, S. 331-347, hier bes. S. 331 u. die zugehörige Anm. 1, S. 344.

legen aufgrund gemeinsamer Erfahrungen besonders frei und einvernehmlich bewegen konnte. Das zeigt z.B. der Besuch des dänischen Schriftstellers Meir Aron Goldschmidt im Juli 1850 („Meine Empfehlung bei ihm war, daß ich Jude war, – ein Blick und einige wenige Worte“; W II, 186).<sup>19</sup> Aber auch die zwischen Sympathie und Abwehr angesiedelte Charakteristik durch Anton Alexander von Auersperg (Anastasius Grün) in einem Brief an Eduard von Bauernfeld enthält eine Anspielung auf die unausweichliche Schicksalsgenossenschaft, wenn er Heine für den November 1837 als einen der „liebenswürdigsten, aber zugleich characterlosesten Menschen“ beschreibt, den er vor den Spießbürgern zwar in Schutz nimmt, da sie ihm aus Unkenntnis der Pariser „Sitten und Verhältnisse“ und aus „schwäbische[r] Prüderie“ wegen seiner Liaison mit Mathilde eine „Immoralität des Lebenswandels“ vorwerfen, jedoch Heines Umgang scharf kritisiert:

Seine Schattenseite und zugleich sein Unglück ist seine Umgebung, ein schauerliches Mischmasch von politischen Flüchtlingen, Dichterlingen, verunglückten Handelscommis‘, Pflastertretern und Abenteurern aller Art, meistens Juden, so daß ich immer in große Verlegenheit komme, wenn ich Diesen fragen will, ob Jener ein Jude sei, da Dieser höchst wahrscheinlich selbst einer ist (W I, 357).

## 6.

Man muss sich weiterhin vor Augen halten, dass manche der ‚Gesprächs‘-Berichte das schreckliche, vom Leiden bestimmte Ende Heines schon kennen, so dass im Gegensatz zur Unbeweglichkeit und Abgeschlossenheit der letzten Jahre ausdrücklich die besonders innige Verquickung seines Pariser Lebens mit den französischen Berühmtheiten wie Gepflogenheiten während seiner gesunden Jahre betont wird, Jahre übrigens, die zufällig mehr als nur halbwegs mit der Zeit zwischen den Revolutionen zusammenfallen. Dabei wird Heine von vornherein eine herausragende Rolle zugewiesen, selbst wenn man seine Position, wie im gerade herangezogenen Beispiel aus der Memorabilienliteratur bei Galley

<sup>19</sup> Kruse: „Man ist Poet oder man ist es nicht“. Heines Begegnung mit der dänischen Literatur. – In: Ders.: *Heine-Zeit*. Stuttgart u. Weimar 1997, S. 104-124, hier bes. S. 106.

und Estermann, gelegentlich zu relativieren versucht. Dass die Quellentexte oft sehr viel später niedergeschrieben wurden, als die Begegnungen stattgefunden haben, verschiebt selbstverständlich manche Perspektive. Den Autoren ist eine solche Veränderung von Interessenlagen in der Zeit des stattgehabten Gesprächs und der verzögerten Niederschrift oft genug selbst bewusst. Der aus Ungarn stammende Karl Maria Kertbény beispielsweise bemerkt in seinen erst nach Heines Tod geschriebenen und gedruckten Erinnerungen über seine Unterhaltungen mit Heine und der damals, im Februar und März 1847, „kaleidoskopartig“ wechselnden Anteilnahme an den Gesprächsgegenständen ausdrücklich, dass Heine über Dinge gesprochen habe, die im Nachmärz kaum mehr von Interesse sein dürften (W II, 28). Die speziellen Stellungnahmen, die dem Rahmen des gedruckten Werks mündliche Varianten an die Seite stellen, interessieren den Literaturhistoriker allerdings schon. Heinrich Laube hält beispielsweise für fast den gleichen Zeitraum fest, Heine habe sich über den politischen Gang in Frankreich in einer Weise geäußert, dass jedermann über ihn als eine ohnehin zerbrochene „Kassandra“ den Kopf geschüttelt habe: 15 Jahre habe Napoleon gewirkt, 15 Jahre der wiederkehrende Bourbone, 17 Jahre der vorsichtige Orleans. Das werde unnatürlich, bald werde „Feuer vom Himmel fallen, wenn’s auf der Pariser Erde keines gibt“ (W II, 61). Als Propheten der Februarrevolution kennzeichnet ihn auch Heinrich Börnstein, der Begründer des *Vorwärts*, in seinen Berichten: Die Revolution sei angesichts des Missjahres 1846, der Finanzkrise von 1847 und des Umsichgreifens des Sozialismus und Kommunismus „unausbleiblich und nur noch eine Frage der Zeit“, habe Heine voller Pessimismus prognostiziert (W II, 93, vgl. 116).

So groß die Unterschiede zwischen den Berichten sind, so lassen sich dennoch erstaunlich gleichmäßige Tendenzen bei den positiven wie negativen Haltungen ablesen. Es bestehen zwischen den ersten Beobachtungen über Heine in Paris bis zu den Aussagen über den bereits erkrankten Dichter im Jahre 1847 gewisse Ähnlichkeiten in Bezug auf seine schwer zu fassende Persönlichkeit. Darum können die folgenden Charakterisierungen gewissermaßen die vormärzliche Zeit Heines in Paris grundieren, weil sie eine Tiefenstruktur anzudeuten vermögen, die oft bei den sonstigen Schilderungen der Oberfläche einer insgesamt glänzenden Lebensperiode zu wenig Beachtung findet. Philarète Chasles spricht Mitte 1831 davon, dass Heine, den er als Beobachter mitsamt einer Mitgift von deutscher Melancholie charakterisiert, ihm als „Rätsel“ erschienen sei, dessen „Lösung“ er zu suchen hatte (W I, 229f.). Das ist

eine spontane Feststellung, die offenbar den Kern trifft. Von Heines Rätselhaftigkeit ist auch in der gegenwärtigen Heine-Forschung gerade von langjährigen Kennern wieder die Rede.<sup>20</sup> Und Alfred Meissner erzählt über seine Begegnung mit Heine seit dem Februar 1847, im Gespräch „mit dem alten kranken Zauberer“ habe er die Krankenstube ganz vergessen (W II, 23), eine Redewendung, die uns aus dem Zusammenhang der Wirkung Thomas Manns auf seine Kinder bekannt ist und die gerade auch jene Einsamkeit und Andersheit anerkennt, die dem Künstler eigen ist.<sup>21</sup>

## 7.

Ohne Zweifel hat Heine seine Stellung in Frankreich trotz aller immer wieder konstatierten Eitelkeit, was seine Selbsteinschätzung und den literarischen Ruhm betraf, richtig eingeschätzt. Frankreich betrachte ihn, sagt er dem elsässisch-jüdischen Schriftsteller Alexander Weill im Jahre 1846, großmütig als seinen Gast; er dürfe hier frei und glücklich leben, dürfe sogar Frankreich als Wall und Außenfront benutzen und von hier aus seine Feinde in Deutschland aufs Korn nehmen (W I, 618). Diese anerkennende und dankbare Haltung Heines nach so vielen Jahren in Paris entspricht genau der liebenswürdigen Akzeptanz, die ihm trotz gelegentlicher Brüche im Bild des aufmerksam und gern empfangenen Gastes von Anfang an entgegen gebracht wurde und die dann auch von den deutschen Parisreisenden als aus dem Rahmen fallend und außerordentlich empfunden worden ist. Ein charmantes französisches Beispiel stammt aus der Feder Théophile Gautiers. Sein Artikel würdigt den deutschen Dichter in der französischen *Reisebilder*-Ausgabe von 1856 durch Erinnerungen an die frühe Zeit in Paris. Gautier war Heine kurz nach dessen Ankunft in Paris vorgestellt worden und hatte damals, wie Gautier dann anschließend ausführlich beschreibt, verständlicher Weise nur wenig Ähnlichkeit mit jener Person, die später unbeweglich vor ihm gelegen hätte „wie eine Leiche, die darauf wartet, in den Sarg gebettet zu werden“.

<sup>20</sup> Vgl. Manfred Windfuhr: *Rätsel Heine. Autorprofil – Werk – Wirkung*. Heidelberg 1997.

<sup>21</sup> Vgl. z.B. Hermann Kurzke: *Thomas Mann. Das Leben als Kunstwerk. Eine Biographie*. München 1999, S. 300 u. 441.

Heine, so malt Gautier seinen Bericht genussvoll aus, sei in seinen Pariser Anfängen ein schöner Mann von 35 oder 36 Jahren gewesen, allem Anschein nach von robuster Gesundheit, und man hätte ihn für einen germanischen Apollo halten können, wenn man seine hohe, weiße Stirne sah, die rein wie ein Marmortisch gewesen und von reichen blonden Haaren überschattet worden sei. Seine blauen Augen hätten voller Klarheit und Geist gefunkelt, seine runden, vollen Wangen wären elegant geschwungen gewesen und hätten nichts besessen „von jener bleifarbenen Blässe der Romantik, die damals in Mode war“. Im Gegenteil hätte auf ihnen klassisch die frischeste Röte geblüht. Seine fast griechische Nase sei leicht hebräisch gebogen gewesen, ohne dadurch ihre Reinheit zu verlieren, bei Ruhe wären seine Lippen wohlgeformt und reizend gewesen, aber wenn er gesprochen habe, seien aus ihrem roten Bogen spitze mit Widerhaken versehene Pfeile und sarkastische Wurfspieße geschwirrt, schreibt Gautier in seiner uns zwar übertrieben anmutenden, aber mit anderen nüchternen Charakteristiken durchaus übereinstimmenden Eloge.

Nie sei einer unerbittlicher und grausamer gegen die Dummheit gewesen. Eine leichte heidnische Körperfülle, die später einer ganz christlichen Magerkeit gewichen sei, habe seine Formen gerundet; er habe weder Kinn- noch Schnauz- noch Backenbart getragen, habe nicht geraucht, auch kein Bier getrunken und wie Goethe diese drei Dinge verabscheut. Er sei damals ganz vom Geiste Hegels erfüllt gewesen; wenn er den Glauben zurückgewiesen habe, dass Gott Mensch geworden sei, habe er dafür ohne weiteres angenommen, dass der Mensch Gott geworden sei, und habe sich dementsprechend verhalten. Gautier habe Heine während seiner göttlichen Periode oft gesehen, der ein charmanter Gott gewesen sei, dabei boshaft wie ein Teufel – und gleichzeitig sehr gutmütig. Offenbar hat Gautier seine sprühende Unterhaltung genossen; Heine habe Geld und Gesundheit verschwendet, noch mehr aber seinen Geist. Obgleich er sehr gut französisch gesprochen habe, so habe er sich doch ab und an den Scherz erlaubt, seine Sarkasmen in einen starken deutschen Akzent zu kleiden, den wiederzugeben „die seltsamen onomatopoetischen Bilder Balzacs“ erfordern würde, mit welchen er in seiner *Menschlichen Komödie* den Baron de Nucingen sprechen lasse (womit wir auch hier wieder bei der jüdischen Herkunft wären wie beim oben bereits beschworenen Swann); das habe dann unwiderstehlich komisch gewirkt: „Aristophanes und Eulenspiegel in einer Person“. (W I, 272f.)

Heine, der in den französischen Anfangsjahren sowohl unter deutscher Bespitzelung und zwar bei Verwendung des für ihn gewählten Decknamens „Buch“ zu leiden hatte (W I, 280), aber auch unter französischer polizeilicher Aufsicht stand (W I, 284), nahm für kosmopolitisch eingestellte Kenner wie den Fürsten Hermann von Pückler-Muskau von Anfang an eine besondere Position in Frankreich ein. Pückler nennt ihn deshalb bereits im Sommer 1834 „unsern modernen Lichtenberg in Paris“ (W I, 289). Die französische Entsprechung, die just einen Sommer später für das Jahr 1835 in den freilich gut 40 Jahre später geschriebenen Erinnerungen von Caroline Jaubert erfolgt, liegt im Vergleich mit Voltaire. Heines Geist, „der um des schneidigen, witzigen oder verschmitzten Zuges halber so oft mit Recht demjenigen Voltaire’s verglichen wurde“, habe in der Unterhaltung „nicht immer die ächt französische Leichtigkeit“ besessen. Der Dichter habe es nicht verstanden, „ein Thema fallen zu lassen“, sondern sei „immer wieder darauf zurück“ gekommen. (W I, 305f.) Diese deutsch-französische literarhistorische Linie ist trotz der letzten Einschränkung insofern wichtig, als Heines französische Existenz überhaupt von deutscher wie französischer Seite den weltläufig witzigen und intellektuellen Anstrich erhält, der ihn zu einem herausragenden Beispiel der aufklärerischen Tradition für beide Seiten macht. Mit Recht war darum ein neuer, von der französischen Presse interessiert verfolgter Versuch, Heine den Franzosen nahe zu bringen, wie Gerhard Höhn ihn 1994 vorgelegt hat, auf seine Rolle als moderner Intellektueller ausgerichtet.<sup>22</sup>

## 8.

Bevor weitere deutsch-französische Betrachtungen sich den inhaltlichen Aspekten mit teilweise symbolischem Charakter zuzuwenden haben, soll ein umfangreicheres, real leider nie überliefertes und nur den Berichten zu entnehmendes ‚fotografisches‘ Bild Heines jener französischen Jahre umrissen werden, wie es sich aus manchen Berichten ergibt, die den Beobachtungen von Gautier allerlei Einzelheiten hinzuzufügen vermögen. Selbst bei diesen physiognomischen oder gestalthaften Beobachtungen spielt Heines Sonderstatus als deutscher Schriftsteller in Paris eine Rolle. So hat ihn Oskar Ludwig Bernhard Wolff, der ihn aus seiner frü-

<sup>22</sup> Gerhard Höhn: *Heinrich Heine. Un intellectuel moderne*. Paris 1994.

hen Hamburger Zeit der ersten 1820er Jahre kannte<sup>23</sup> und nicht müde wurde, vor allem zu betonen, dass in Heine „nichts, durchaus nichts Kleinliches“ sei, ein gutes Jahrzehnt später im Frühjahr 1835 im Vergleich zu früher körperlich noch „wenig verändert gefunden“. Er spricht von Heines „mittlerer Größe“, sagt, dass der Dichter „wohl gebaut, rasch, aber keineswegs unstät in seinen Bewegungen“ gewesen sei, nennt auch das dichte hellbraune, nicht lockige Haar, beschreibt allerdings die funkelnden Augen „unter einer sehr schönen geraden Stirn“ als hellbraun, wobei sie „auf den ersten Augenblick weil er kurzsichtig ist, klein“ gewirkt hätten; sein Mund, „auf dem beständig der Zug feiner Ironie ruht, selbst wenn er ernst oder mit Leidenschaft“ spreche, mache „einen höchst angenehmen Eindruck“. Wolffs Resümee lautet: „Die ganze äußere Erscheinung Heine's ist durchaus einfach; in seiner Kleidung, in seinem Auftreten auch nicht die mindeste Spur von Gesuchtheit, oder Affectation, dagegen desto mehr Sicherheit.“ Ihn werde „nicht leicht etwas irre machen; mit seinem feinen Lächeln zerstört er ruhig und ironisch die geschliffenste französische Intrigue, so wie die plumpste deutsche Grobheit, so bald sie sich ihm störend oder feindlich in den Weg stellen.“ (W I, 293)

Verwandlungen finden dann allerdings durchaus statt. Nicht immer kann Heine, wie Ludwig Wihl ihn noch für den Herbst 1837 bei einem Zusammentreffen in der Deutschen Leseanstalt Bär und Ettingshausen schildert, derart „jugendkräftig“ aussehen, dass er schlussfolgern kann: „Das ist nicht der Mann, den die Wurfscheibe des Lebens zerschmettert, das ist eine Muskulatur, die eher auf einen Ringer, als Dichter schließen läßt.“ (W I, 353) Heine wird reif und gesetzt, oder, wie Laube es in einem Brief aus dem Juni 1839 an Varnhagen ausdrückt: „Er ist dick, wohl und rüstig“ (W I, 407), oder an anderer Stelle, Heine mute ganz an „wie ein französischer Abbé“ (W I, 437; vgl. aber z.B. auch die schöne Beschreibung von Laube, W I, 434f.). Dem Dichter der ‚Matratzengruft‘ geht nämlich ein Schriftsteller voraus, dem das Pariser Wohlleben mehr als anzusehen war. Der Maler Friedrich Pecht, der durch Laube sowohl Richard Wagner wie Heine in Paris kennengelernt hatte, wird (einschließlich eines antisemitischen Blicks) besonders deutlich. Während er in seinen Erinnerungen für den Dezember 1839 anlässlich eines Dinners im Restaurant Brocci gegenüber der Pariser Oper von Heines bildschöner Begleiterin Mathilde schwärmt, die toll, naiv-anmutig und unwissend wie

<sup>23</sup> Vgl. Kruse: *Heines Hamburger Zeit*. Hamburg 1972, S. 190-193.

ein Kind „sowohl die unendlich geistvolle, aber ziemlich verblühte Frau Laube, als die seelengute, aber etwas hausbackene Frau Wagner“ verdunkelt habe, dabei allerdings „mit ihrer üppigen Figur und dem wundervoll matten, sammtartigen Teint ein bloßes Schaugericht, aber ein entzückendes“ geblieben sei, geht er mit dem deutschen Landsmann hart, wenngleich voller Bewunderung ins Gericht. Heine habe seine Begleiterin Mathilde „auch kaum viel anders wie einen Kanarienvogel“ behandelt, sie „aber trotzdem offenbar zärtlich“ geliebt. Dann folgt die Heine-Charakteristik des Malers, die ausführlich herangezogen zu werden verdient:

Ihn selber hatte ich mir niemals so sehr als blinzelnden Jupiter vorgestellt. Aber ein Jupiter mit viel zu kurzen Beinen allerdings, dem sein wohlgenährtes Bäuchlein wie sein behäbiges Auftreten das Aussehen eines Bonvivants gab. Er war damals in seiner vollen Kraft [...], aber trotz seines herrlichen Dichterkopfes mit der mächtigen Stirn, der Adlernase und dem sinnlichen, aber sehr anmutig zuckenden Mund machte er keinen eigentlich imponierenden Eindruck, weil er, sehr kurzsichtig, seine an sich schönen Augen immer unangenehm zusammenkniff, sie nur selten aufschlug, und weil er seine jüdische Abstammung, von der in seinem blonden und blauäugigen, ganz germanischen Kopf keine Spur zu entdecken war, umso deutlicher durch seine schlechte Haltung aussprach, da er, obwohl von Hause aus breit und gut gebaut, doch den schleppenden, nachlässigen Gang seiner Rasse hatte. Er sprach fast nie zusammenhängend, sondern machte nur immer Ausfälle und unendlich drollige Bemerkungen, besonders wenn er durch Widerspruch gereizt ward. Auch brachte er offenbar immer schon einige kostbare Witze fertig mit und leitete die Unterhaltung dann so, daß er sie wirksam anbringen konnte (WI, 425f.).

Pecht kommt zu dem Schluss, dass das Gespräch zwischen Laube, einem „Meister in scharf zugespitzter Sprechweise“, sowie Wagner, der „im sprudelnden Erzählen seinesgleichen suchte“, und Heine „allerdings wohl eines der glänzendsten“ gewesen sei, „die ich je gehört“. Auch die übrigen Tische seien ganz Ohr gewesen. Sie waren nämlich zufällig von Deutschen besetzt, so dass der kleine Gesprächskreis durchaus nicht „unbelauscht“ gewesen sei. Immerhin hätten somit selbst „spionierende“ Landsleute Zeugen der lebendigen Unterhaltung werden können.

Heine wird an anderer Stelle als kleine, untersetzte, behäbige Figur geschildert, die eher einem wohlhabenden Makler gehöre als dem vielleicht

größten deutschen Dichter (Gustav Adolph Vogel 1842; W I, 506). Ähnlich betont der Düsseldorfer Arzt und Schriftsteller Wolfgang Müller von Königswinter 1842 die behäbige „Außenseite“ eines Geschäftsmannes mit ziemlich fettem Gesicht, kleinen Augen und Brille; „sein etwas feister Leib und seine durchaus nicht reizenden Bewegungen verleugneten eher die leichte, neckische, übermüthige Psyche, die dies Gefäß zur Wohnung auserkoren hatte“. (W I, 503) Arnold Ruge beschreibt ihn beispielsweise für den August 1843 als „kleines, etwas corpulentes Männchen“, unbefangen, eine freundliche Erscheinung mit kleinen schlaun Augen: „Man war sofort mit ihm vertraut“ (W I, 523). Edouard Grenier sieht ihn einige Zeit vorher im Lesekabinett, wo man ihn für einen braven „Spießbürger aus dem Norden, mit einem leicht germanischen Accent“ halten konnte, „nichts an ihm verriet den Dichter oder den Künstler, oder selbst nur den Weltmann“ (WIR, 496f.). Solche Beschreibungen widersprechen jeder romantischen Verklärung. Der Realismus in der Heine-Schilderung muss damals sehr krasse Formen angenommen haben. Jedenfalls hatte der französische Anthologist Nicolas Martin offenbar Anfang der 1840er Jahre sagen hören, dass sich Heines „feinsinniger Geist letzthin in einen recht dicken Körper vermummt habe“; er habe Heine überrascht darauf angesprochen, „in ihm nicht das Fettleibigkeitsideal vorzufinden“, das er sich vorgestellt habe, worauf Heine geantwortet haben soll: „Auch das ist noch eine der zahlreichen Verleumdungen, deren Opfer ich bin.“ (W I, 519)

Friedrich Hebbel war da in Paris gnädiger; er nennt seinen Kollegen Heine, den er als Freimaurerfreund entdeckte (vgl. den Bericht von Weill, allerdings erst das Jahr 1846 betreffend, der erklärt, Heine sei durch seinen Arzt, Direktor einer Heil- und Pflgeanstalt, Mitglied einer Freimaurerloge geworden; W I, 620)<sup>24</sup> und der einen unerwartet günstigen Eindruck auf ihn gemacht hatte, im Brief an seine Freundin Elise Lensing vom 16. September 1843 „etwas angeründet, aber keineswegs dick“; sein Gesicht mit den kleinen scharfen Augen flöße Zutrauen ein (W I, 528). Sein Verleger Julius Campe gar konstatiert beim ersten Besuch Heines in Hamburg in einem Brief an Karl Gutzkow vom 23. November 1843:

Heine finde ich fast ganz unverändert, *ohne* dicken Bauch u[nd]  
alle die Betisen welche man über ihn in den Cours gesetzt hat.

<sup>24</sup> Vgl. Marcel Thomas: Heine Franc-Maçon. – In: *Internationaler Heine-Kongress 1972. Referate und Diskussionen*. Hamburg 1973, S. 155-164 (Heine-Studien).

Verändert ist er allerdings, 13 Jahre ist er älter, ruhiger, besonnener, männlicher u[nd] anspruchsloser, kurz nett u[nd] durchaus liebenswürdig ist er geworden (W I, 536).

Ganz so spurlos war die Zeit, wie wir gesehen haben, dennoch am Dichter nicht vorüber gegangen. Zwar sei er ein Hypochonder, der sich immer kränker glaubte, als er wäre, stellt ein Zeitgenosse im Herbst 1845 fest, aber sehr leidend sei der Dichter durchaus (Anonym; W I, 577). Für Anfang 1846 heißt es dann bei Ferdinand Meyer, der ihn 16 Jahre nicht gesehen hatte, dass er zu seiner Verwunderung den schlanken, interessanten jungen Mann, mit dem sarkastisch feinen Lächeln, dem blassen feingeformten Gesichte, dem geistreich verschmitzten Auge, in einen fast unförmlich starken, beinah gänzlich erblindeten alten Mann verwandelt wiedergefunden habe, „dessen lebhaftes Mienenspiel gänzlich verschwunden war“. (W I, 582) Im September desselben Jahres schreibt Friedrich Engels über den Dichter, der aus dem Urlaub in Bagnères und Barèges zurückgekehrt war, Heine sei auf den Hund gekommen und mager geworden wie ein Gerippe; sein Aussehen sei „durch einen ergauenden Bart noch kuriose gemacht“ und stimme jeden „höchst trauerklötig“ (W I, 624f.). Caroline Jaubert berichtet dann für Ende 1846 in einem Brief an die Prinzessin Cristina di Belgiojoso, man habe ihr einen alten Herrn gemeldet. Es sei der mit beiden befreundete deutsche Dichter gewesen: Heine sei krank, habe sich einen Bart stehen lassen [das Rasieren machte ihn nervös, wie schon im Frühjahr berichtet wird; vgl. Ferdinand v. Strantz; W I, 591, aber auch Engels, W I, 625] und seine jüdische Abstammung trete an seiner ganzen Erscheinung jetzt plötzlich zutage. Die anschließende Charakterisierung seines psychischen Zustandes trifft dann eigentlich bis zuletzt zu: „Trotz allem hat er sich seine volle, überragende Energie und den unabhängigen Geist bewahrt, den ich so sehr an ihm bewundere.“ (W I, 629).

## 9.

Wie sehr sich dieser deutsche Schriftsteller von Anfang an in die Pariser Gesellschaft integriert hat, zeigen viele Berichte von deutscher und französischer Seite aufs überzeugendste. Ja, Heine wurde, auch wenn die oben beschriebenen Vorbehalte auf Grund der jüdischen Herkunft nicht vergessen werden dürfen, zweifellos von seinen deutschen und französischen Besuchern und Bekannten, Freunden und Kritikern für das leib-

haftige Vorbild der deutsch-französischen Parallele oder gar Symbiose gehalten. Unter den deutschen Emigranten spielte er offensichtlich eine Sonderrolle.<sup>25</sup> Gewiss hat zu diesem reibungslos erscheinenden Wechsel von Hamburg nach Paris der familiär grundierte Kontakt zu den Familien Valentin und Leo, später zu den Furtados und Foulds beigetragen. Allerdings zerstörte die spektakuläre Erbschaftsgeschichte nach dem Tode seines Onkels Salomon in Hamburg nicht nur Heines Gesundheit (so Weill, W I, 568), sondern auch die Beziehungen zu den weitläufigen Verwandten in Paris, für die er dann kurzerhand nur noch eine „Cannille“ war (ebenfalls Weill, W II, 104f.). Wenn auch ein „geistreicher Franzose“, wie August Traxel im Dezember 1834 festhält, versichert habe, Heine sehne sich nach Deutschland (W I, 290), oder Ludwig Bechstein als Reisegefährte von O.L.B. Wolff Ende März 1835 ebenfalls das Deutschland-Thema anschlägt, wobei Heine sich mit dem Tannhäuser im Venusberg vergleicht („die Zauberfei giebt mich nicht los“), und Bechstein seine Reminiszenz mit gewissermaßen kindlicher Dramatik beschließt („Deutschland ist eine großmüthige Mutter, sie wird ihm vielleicht die Wunden verzeihen, die ihr der Sohn geschlagen“, W I, 292), so ist doch bald in den Berichten der Zeitgenossen von Heines Pariser Weltläufigkeit die Rede. Mit lebenswürdiger Genauigkeit kam er allen gesellschaftlichen Verpflichtungen nach, schreibt Caroline Jaubert für den April 1835 (W I, 298). Rosa Maria Assing, die Hamburger Freundin und Schwester Karl August Varnhagens, weiß im Juli 1835 ihrem Manne von Heines hervorragender Position in Paris zu berichten. Heine habe „durchaus ernst, tief, verständig, geistreich, sinnig“ gesprochen: „ich wollte diejenigen, die ihm immer Frivolität vorwerfen, hätten ihn gehört und gesehen.“ Dann folgt die Einschätzung der heineschen Lage, die der den Dichter achtenden, aber ihm durchaus, wie ihre Schwägerin Rahel, ebenso kritisch bezeugenden Beobachterin zweifellos ehrlich und eindringlich gelingt:

Es geht ihm übrigens hier über die Maßen gut, und daß er nicht nach Deutschland zurückverlangt, ist zu begreifen. Er lebt hier in der geistreichsten und gewähltesten Gesellschaft, in den ersten Kreisen, in denen, wie vom Publikum, sein Geist und Talent volle Anerkennung findet (W I, 310).

<sup>25</sup> Vgl. Jacques Grandjonc: Die deutschen Emigranten in Paris. Ihr Verhältnis zu Heinrich Heine. – In: *Internationaler Heine-Kongreß 1972* [Anm. 24], S. 165-177.

Offenbar war Heine auf seinen Status, zumal als Freund von George Sand, so stolz, dass er beispielsweise August Lewald zu George Sand geschleppt hatte, der überhaupt Heines Pariser Leben literarisch auszu-beuten wusste, aber von der französischen Schriftstellerin eher als Zumutung empfunden wurde. Heine habe, wie sie der ihr vertrauten und als einzige deutsche Schriftstellerin bekannten Helmina von Chézy schrieb, sie im Frühjahr 1836 wie einen Zirkushund vorgeführt! (vgl. W I, 319-323) Theodor Mundt missfiel die Art, wie Heine die Artikelfolge über Religion und Philosophie in Deutschland so allgemein verständlich darbot, „daß selbst junge Pensionairinnen und Nähmamsells es mit Vergnügen lesen und nachher sagen können: wir verstehen nun die ganze Philosophie“. Doch gibt er selber die vermittelnde Funktion zu bedenken, in der sich Heine befand:

Es waren freilich Franzosen, für welche Heine die deutsche Philosophie so beschrieb, und dies Publikum fordert in vielen Fällen Rücksicht, ihm ein Ding mundrecht zu machen, wie man Kindern und jungen Mädchen durch Bonbons und Knackmandeln den Schulgang versüßt (W I, 347).

Mundts Verständnis ist freilich, was den französischen Teil angeht, nicht ohne besserwisserische Arroganz.

Dass solche Arroganz auch auf Seiten eines französischen Urteils über Heine auftauchen kann, zumal wenn es um Empfindlichkeiten und Missverständnisse geht, zeigt ein Brief des Naturphilosophen Etienne Geoffroy Saint-Hilaire an George Sand vom 19. Mai 1837. Er habe bei ihr einen ungehobelten Kerl vorgefunden, der auf eine barbarische Weise sprach und dabei „Miene machte als habe man in Bewunderung zu ihm aufzusehen“, er habe von dieser deutschen Art, Voltaire nachzuäffen, nichts zu sagen gewusst; Heine gleiche dem großen Vorbild, wie man von einem Orang-Utang behaupten könne, er gleiche George Sand! (W I, 348). George Sand nimmt anschließend ihren „pauvre cousin“ Heine in Schutz, der nur Dichter sei und von dem sie nicht wisse, ob er überhaupt eine Meinung über die Wissenschaft besitze (W I, 349). Auf diesem Brief notierte Geoffroy dennoch unerbittlich, was den deutschen Schriftsteller betrifft: „sorte d’imbécile“ (vgl. Anm. ,W II, 561). Als Dummkopf wurde ansonsten Heine in Frankreich seltener angesehen. Ludwig Wihl konstatiert für Ende 1837 und Anfang 1838 seinen Pariser Bekanntheitsgrad neben Goethe und Schiller, deren Namen man „radebrecht“, gibt allerdings zu bedenken, dass Heines literarischer Ruhm sehr

einseitig sei: „Der lyrische Heine existirt nicht für die Franzosen, sie kennen nur stück- und übersetzungsweise den Heine mit der klingelnden Schellenkappe.“ (W I, 363) Alexander Weill stellt in seiner Korrespondenz aus Paris für 1839 fest, Heine gelte „bei allen Franzosen von Bedeutung hier für einen Repräsentanten (fast den einzigen) des deutschen Genius.“ Es handele sich bei ihm um einen lustigen gemütlichen deutschen Dichter, der nach genialer Art ein gutes Herz und einen bösen Geist besitze (W I, 409). Wichtige Bemerkungen über seine Stellung zu Frankreich verdanken wir vor allem Heinrich Laube.

Den freundschaftlichen Urteilen Laubes, die aus den unterschiedlichsten Belegen zusammengetragen wurden, sind auch jene Schnittpunkte der deutsch-französischen Existenz Heinrich Heines zu entnehmen, die von besonderem Interesse sind. Heine sei, schreibt Laube in seinen „Memoiren“ für die Jahreswende 1839/1840, die „literarische Vermittlung mit den Franzosen“ ans Herz gewachsen gewesen, „seit die Uebersetzung seiner Gedichte so überraschend günstigen Eingang gefunden hatte in Paris“. Es sei in der Tat erstaunlich, „welche geachtete Stellung er dadurch bei den französischen Schriftstellern erworben hatte“. Der witzig poetische Reiz seiner Schreibweise habe sie in hohem Grade gefesselt. „Sie respectirten ihn höchlich, ja sie fürchteten ihn sogar, wie sie Jedermann fürchten, der mit Geist lächerlich machen kann.“ Heine habe ihn aus wahrer Passion „mit allen literarischen Notabilitäten“ in persönliche Bekanntschaft gebracht. „Alle, auch die sonst verschlossensten Thüren öffneten sich ihm, und die George Sand, Balzac, de Vigny, Victor Hugo, Janin und wie sie weiter hießen, behandelten ihn wie einen Pair.“ Anschließend beschreibt Laube eine Soirée beim Marquis Astolphe de Custine, zu der Heine „in seiner braunrothen Sammtweste, auf welche er stolz war, und weißer Cravatte“ den deutschen Freund schleppte. Da würde er, erklärte Heine lachend, den ganzen „Krempel“ an Berühmtheiten finden. Der Marquis als Autor eines Buches über Russland sei nur ein „halber Literat“, also müsse er für „vollen Besuch“ sorgen. Laube habe dort auch wirklich Balzac, Lamartine, das Ehepaar Girardin und „tutti quanti“ gesehen und mit allen habe Heine gescherzt „wie ein eingeborener Franzos“. Besonders Eindruck gemacht habe ihm der unkonventionelle Balzac, den „dieser geputzte Plunder von Geselligkeit“ gar nicht interessiert habe. Er bewundert sein gutmütiges Lächeln und hört erstaunt zu, „wie er im bequemsten Geschwätz mit Heine tänzelte“. Heine habe nach solchen Gesellschaften die Leute gegeißelt, mitunter aber auch gepriesen. (W I, 424f.) Solche Schilderungen des

Pariser Lebens gibt es von Laube auch an anderer Stelle, so über den Besuch bei George Sand, wo er Chopin trifft und anschließend auch Lamennais (W I, 427-432). Zumal dem vorzeitigen Nekrolog aus Laubes Feder vom 6. August 1846 darf man trotz des Irrtums und angesichts des Versuchs positiver Nachrede, was die Stellung Heines in Frankreich betrifft, trauen. Hier heißt es, ihm hätten sich „alle Pforten geöffnet“, ja „alle Arme“: „er gehörte ganz und gar und ohne Vorbehalt zu der glänzenden Familie von französischen Notabilitäten, welche sonst gegen den Ausländer so kühl und so höflich sind“. Der literarische Konservatismus sei dort eingewurzelt:

Man ehrt dort sich und seine Nation in treuer Wertschätzung dessen, was jemals die Nation ausgezeichnet hat, und in demselben Geiste betrachteten dort George Sand, Hugo, Lamartine, Thiers, Mignet, Balzac, Dumas, und wie sie weiter heißen, den deutschen Autor Heinrich Heine, von dem sie nur Bruchstücke kannten; an der Kralle erkannten sie den Löwen, und es war ihnen immerdar zweifellos, daß er eine geistige Macht ersten Ranges und als solche zu behandeln und zu achten sei.

Die Franzosen hätten ihn so gern „für einen adoptierten Franzosen“ ausgegeben; Heine habe jedoch bei Streitgesprächen über „deutsche Wissenschaft und Kunst und Sitte“ nicht den geringsten Zweifel übrig gelassen, „daß er kein Franzose, sondern ein im letzten Grunde vollkommen deutsches Menschenkind sei“. (W I, 432f.) Heine sei unter seinen französischen Kollegen diesen durchaus ähnlich, heißt es bei Laube an anderer Stelle. So lange die gegenseitige Abneigung nicht schriftlich und grell manifestiert werde, verdeckten die französischen Autoren die inneren Antipathien geflissentlich und zeigten sich freundlichst als Männer von Welt, „die Höflichkeit einschiebend als einen Wall von Blumen“; davon habe auch Heine viel mehr gelernt, als Laube ihm zugetraut habe, „und sein artiger Umgang mit französischen Poeten, deren Poesien ihm gar nicht zusagten, verrieth keinen Zug des rücksichtslosen deutschen Schriftstellers“ (W I, 433f.). Zum deutschen Schriftsteller wurde er dann erst wieder in der späteren Zeit seiner Krankheit, als seine Charakteristiken beispielsweise über George Sand oder Victor Hugo auf jene französische Höflichkeit verzichteten.

Ignaz Kuranda hingegen verweist auf die französischen Veränderungen in Heines Sichtweise, was zu „Mißtönen“ zwischen ihm und dem deutschen Publikum führte (W I, 456). Dingelstedt fürchtete sogar, „in Paris verloren zu gehen, à la Heine“ (W I, 492) und Friedrich Kücken

kann für 1843 eine Pariser Szene bei Meyerbeer beschreiben, wo neben Scribe, Janin, Dumas, Berlioz und Pixis auch Heine zu finden ist, der von ihm freilich nicht bewusst wahrgenommen wurde. Dergleichen könne man in Paris nicht ertragen, dass Heine als deutscher Dichter von einem Deutschen nicht „gebührend“ erkannt wurde (W I, 520f.). Kücken bedauert übrigens zutiefst, dass eine französische Übersetzung der heineschen Gedichte fast eine Unmöglichkeit sei (W I, 551). Gerade was das Übersetzen angeht, berichtet Grenier über Heines Wort-Sucht und Übersetzungswillen mit Germanismen. Er habe mit Grenier um jedes Wort gekämpft (W I, 612f.). Wenn man einen Eindruck gewinnen will von einem kleinen literarischen Gespräch zwischen Heine und seinen französischen Bekannten, in dem die zeitgenössischen Autoren wie François Ponsard und Latour de Saint-Ybars mit Corneille und Racine durcheinander gewirbelt werden, lese man den kleinen Bericht von Weill von Ende 1846 über ein Souper bei Villette auf den Champs-Élysées. Anwesend waren neben Heine der Prinz Pignatelli, Alfred de Musset, Mary-Lafou, Paulin Limayrac und andere. „Es fielen eine Menge geistreicher Bemerkungen, wie es der Fall zu sein pflegt, wenn Heine und Musset da sind.“ (W I, 628)

Schon die Verweise auf den Venusberg zeigen die Tiefenstruktur des Paris-Erlebnisses. Heine bedarf der Figurationen und Metaphern, um sein eigenes Leben in Frankreich interpretatorisch zu gliedern. In diesen Zusammenhang gehört auch seine Identifikation mit dem biblischen Lazarus, die ihm die lange Leidenszeit in der ‚Matratzengruft‘ sinnvoller aufzuschließen hat. Wie sehr er in seinen Pariser Anfängen seinem entfernten Verwandten und späteren Kollegen Walter Benjamin glich<sup>26</sup>, belegt seine Redensart im April 1835 vor Adelbert v. Bornstedt, er gehe spazieren, „je flâne“, mitsamt einer Wiederholung des ironisch-ernsthaften Bonmots: „wir wissen nicht wohin wir gehen“ (W I, 298-300). Diese Eigenart behielt er bei. Levin Schücking berichtet für das Frühjahr 1846, Heine habe gesagt, da er nicht gesund genug sei zum Arbeiten, gehe er viel aus, „flanieren“ und mache Besuche. Im selben Zusammenhang beschwert er sich allerdings auch über die mangelnde Anerkennung „bei diesen dummen Franzosen“ (W I, 604). Wenige Zeit vorher hatte

---

<sup>26</sup> Vgl. Kruse: „Nur mein Herze brach“. Zu einigen Parallelen zwischen Walter Benjamin und Heinrich Heine. – In: René Buchholz u. Joseph A. Kruse (Hrsg.): *Magnetisches Hingezogensein oder schauernde Abwehr. Walter Benjamin 1892-1940*. Stuttgart/ Weimar 1994, S. 30-41.

Arnold Ruge festgestellt, unter den Deutschen in Paris gehöre Heine zu den talentvollsten (W I, 550). Heine selbst wäre sicherlich nie eine andere Idee gekommen.

Für den krank werdenden Heine war die Metropole Paris dann in manchem ein Hindernis für den geselligen Verkehr besonderer Art. Alfred Meissner berichtet für die Jahre nach 1847, die großen Entfernungen und die tausend Zerstreuungen einer Stadt wie Paris brächten es mit sich, dass „auch solche, die großen Gefallen aneinander finden, sich lange nicht sehen und sich zuletzt aus den Augen verlieren“; vollends aber der Kranke sei nur ein halber Mensch: „Alles schien ihn vergessen zu haben.“ (W II, 80) In den Jahren nach 1848 wird ein neues Kapitel aufgeschlagen. Zwar wurde Heine durchaus nicht vergessen. Erst recht war er nach seinem gesundheitlichen Zusammenbruch oft genug die nunmehr in seiner Wohnung, in seiner ‚Matratzengruft‘, stets anwesende Persönlichkeit, der man seine Aufwartung machen konnte. Doch hatte sich die Qualität der deutsch-französischen Vermittlung, die Heine betrieb, verändert. Es blieb nur noch das Werk, nicht mehr die lebhaft am Pariser Leben Anteil nehmende Person der gesunden Jahre, die unsere Ausführungen, um es metaphorisch zu sagen, durch den Blick aus dem Zuschauerraum auf Grund der Kombination der zeitgenössischen Aussagen, vielleicht ein wenig genauer, als es bisher geschehen ist, zu charakterisieren versucht hat.